

Vom Etwas-ohne-Eigenschaften

Man kann der Soziologie vieles nachsagen, nur nicht, daß sie ein überschäumendes Verhältnis zur schönen Literatur unterhalte. Ihr Alltagsgeschäft ist, durchforstet man etwa die zahllosen Jahrgänge der wichtigsten nationalen und internationalen Zeitschriften dieser Disziplin, gekennzeichnet durch deutlich geringen Kontakt mit der literarischen Sphäre der Kommunikation, wovon, was sich von selbst versteht, die Soziologie der Literatur auszunehmen ist, die aber weitgehend an sozialstrukturellen Hintergründen literarischer Inventionen interessiert ist oder, vielleicht besser: diese Inventionen nutzt, um Aussagen über solche Hintergründe zu plausibilisieren.¹ Von dieser Kontaktarmut auch auszunehmen ist (in unserem Kontext instruktiv) die soziologische Systemtheorie der Bielefelder Schule, in deren Umfeld (zum Teil transdisziplinär) Literatur als System beobachtbar geworden ist, also als etwas, das *wie* die Wissenschaft ist, nur *anders*.²

Es ist aber jedenfalls keineswegs üblich oder gar typisch, soziologisch (oder überhaupt aus dem System der Wissenschaft heraus) auf die Formen, auf die sprach-sinnlich instrumentierte Figuren, auf Handlungsverknötungen und Metaphern, auf den Imaginations- und Fiktionsfundus der Literatur anders als wissenschaftlich beobachtend zuzugreifen.³ Das klingt tautologisch und ist es auch, insofern man sagen kann, daß die Operationsmodi aller Funktionssysteme immer *mehr desselben* produzieren – Wissenschaft weitere Wissenschaft, Recht weiteres Recht, Kunst weitere Kunst etc. Man kann deswegen ohne allzu üble Verrenkungen von einer (T)Autopoiesis solcher Systeme reden. Eine Theorie der Mystik ist nicht selbst eine mystische Praxis, ein Gedicht kein Kommentar zum Gedicht, und eine Empirie des Schülerverhaltens in Lernbehindertenklassen nicht selbst eine solche Klasse.

Wenn also die Wissenschaft in der modernen Gesellschaft das System ist, das exklusiv wahrheitsfähige bzw. in ihrer Wahrheit bestreitbare Aussagen produziert, dann fällt das, was im System der Literatur an Text produziert wird, aus diesem Monopol heraus. Literatur hätte mit Wahrheit nichts zu tun, sie wäre kein Organ der Erkenntnis, und nichts von dem, was sie

¹ Der nicht-soziologische Meister dieses Verfahrens ist sicherlich Sigmund Freud.

² Siehe für die Anfänge Schwanitz, D., Systemtheorie und Literatur, ein neues Paradigma, Opladen 1990; Werber, N., Systemtheorie als Literaturwissenschaft, in: *Merkur*, H.498, August 1990, S.690-693; ders., Literatur als System, Zur Ausdifferenzierung literarischer Kommunikation, Opladen 1992; Schmidt, S.J., Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1989. Siehe als einschlägige Überlegungen am Beispiel Lyrik Fuchs, P., Vom schweigenden Aufflug ins Abstrakte: Zur Ausdifferenzierung der modernen Lyrik, in: Luhmann, N./Fuchs, P., Reden und Schweigen, Frankfurt a.M. 1989; ders. (zusammen mit Ferdinand Schmatz), „Lieber Herr Fuchs, lieber Herr Schmatz“, Eine Korrespondenz zwischen Dichtung und Systemtheorie, Opladen (Westdeutscher Verlag) 1997; ders., Die Form der Romantik, in: Ernst Behler et.al. (Hrsg.), Athenäum, Jahrbuch für Romantik, Jg.3, Paderborn, München, Wien, Zürich 1993, S.199-222; ders., Die kleinen Verschiebungen, Zur romantischen Codierung von Intimität, in: Walter Hinderer (Hrsg.), Codierungen von Liebe in der Kunstperiode, Würzburg 1997, S.49-62.

³ Wofür es dann systematische Begründungen gibt, zum Beispiel im Kontext der Annahme, daß Wissenschaft und Kunst unterschiedliche operative Displacements realisieren. Vgl. dazu Fuchs, P., Moderne Kommunikation, Zur Theorie des operativen Displacements, Frankfurt a.M. 1993. Siehe für eine Anwendung Vogel, N., E.T.A. Hoffmanns Erzählung *Der Sandmann* als Interpretation der Interpretation, Frankfurt a.M. 1998 (Münchener Studien zur literarischen Kultur in Deutschland, Bd. 28). Daß man für die Verwendung literarischer Formen in der Wissenschaft Beispiele finden kann, ist klar. Der Verweis auf Derrida läge auf der Hand. Aber daß es dann üblich ist, von Wissenschaft im *weitesten* Sinne zu reden, ist bezeichnend.

sagt, ließe sich durch Rekurs auf Wahrheit/Unwahrheit sinnvoll thematisieren. Literatur wäre wissenschaftlich nicht satisfaktionsfähig, und umgekehrt wäre es ganz genauso: Im Dispositiv der Literatur würde eine Form von Kommunikation betrieben (sagen wir locker: die Kommunikation auf der Basis sprachzeitlimitierter Aisthesis), die in der Wissenschaft keinen Ort hätte. Beide Domänen sind füreinander A-Topien.⁴

Das schließt nicht aus, daß wechselseitige Irritation möglich ist, nicht einmal, wie ich sagen würde, daß Kausalitäten der seltsamen Art (analog zu Quantenkausalitäten) eine Rolle spielen können, aber es führt dazu, daß die Wissenschaft der Literatur bestenfalls nur zubilligen kann, eine Art unscharfes (aber sinnlich reizvolles) Sensorium für allgemeine epochenbedingte Problemlagen zu haben. Ansonsten ist sie Forschungsgegenstand unter anderen Forschungsgegenständen. Und die Literatur kann der Wissenschaft bestenfalls zubilligen, in ihren theoretischen Spitzenlagen ein unscharfes Sensorium dafür zu haben, daß die Wissenschaft beileibe nicht alles ist. Ansonsten ist sie literarisches Thema wie Werwölfe, Liebeshändel und andere subtile Lebenslagen auch, Anlaß zu Formbildungen, die in der Literatur überzeugen oder überzeugend nicht überzeugen – aber nichts mehr.

Unter solchen Voraussetzungen werden hybride Texte interessant, die eigentümlich zwittern zwischen literarischer Selbstreferenz, die durch das System erzwungen wird (sonst wären diese Texte keine Fälle von Literatur), und einer, wie man vielleicht sagen könnte, an Weltverhältnissen erkenntnisförmig orientierter Fremdreferenz. Sie wären weder Fleisch noch Fisch und für Wissenschaft wie für Literatur so etwas wie anschlusproblematistische Scharaden.

Zum Glück jedoch hat die Systemtheorie, die hier den Paramount unserer Überlegungen darstellt, keine Probleme mit Identitätsfragen.⁵ Identität ist für sie nichts weiter als ein Zeitschema, ein Text in seiner kommunikativen (sinnförmigen) Identität mithin das, als was er beobachtet wird – auf dem Hintergrund der *iterabilité*, der Wiederholbarkeit gleicher Zeichenfolgen, durch die gerade nicht *identischer* Sinn wiederholt wird. Der Status eines Textes ist der Status seiner Beobachtung, oder, wenn man so zuspitzen will: Der Text *ist* seine Beobachtung durch weitere Texte, für die dasselbe gilt.⁶ Die Systemtheorie hat deshalb auch keine Probleme damit, Texte als die Produktion von Mehr- oder Vielfachereignissen (Beobachtungen als Ereignissen) zu begreifen.⁷ Sie sind *Konkatenationen*.⁸ Deshalb müssen wir im weiteren nicht festlegen, was ein hybrider, ein zwittrnder Text *ist*, wir dürfen spielen, und es ist klar, daß Robert Musils Leib- und Magenfragment „Der Mann ohne Eigenschaften“ als Beispiel unvermeidbar ist.⁹ Schon die Paradoxie des Titels ist für Systemtheoretiker ein starker Attraktor.¹⁰

⁴ Das gilt, streng deduktiv, ebenso für das Verhältnis von Literaturwissenschaft und Literatur.

⁵ Vgl. nur Luhmann, N., Identität - was oder wie?, in ders., Soziologische Aufklärung, Bd.5, Konstruktivistische Perspektiven, Opladen 1990, S.14-30; Fuchs, P., Moderne Identität - im Blick auf das europäische Mittelalter, in: Alois Hahn/Herbert Willems (Hrsg.), Identität und Moderne, Frankfurt a.M. 1999, S.273-297.

⁶ Eben das ermöglicht die Unabschließbarkeit aller hermeneutischen Bemühungen, worin sie eine unverkennbare Verwandtschaft zur Unabschließbarkeit aller psychoanalytischer Bemühungen unterhalten.

⁷ Siehe zu den gesellschaftstheoretischen Hintergründen Fuchs, P., Die Erreichbarkeit der Gesellschaft, Zur Konstruktion und Imagination gesellschaftlicher Einheit, Frankfurt a.M. 1992.

⁸ Also: Zugleich-Mehrfach-Verkettungen. Diesen Ausdruck verdanke ich, auf dem Hintergrund eines instruktiven Mißverständnisses, Peter Bormann.

⁹ Moser, W., Zwischen Wissenschaft und Literatur. Zu Robert Musils Essayismus, in: Le Rider, J./Raulet, G. (Hrsg.), Verabschiedung der (Post)-Moderne“, Tübingen 1987, S.167-196.

Aber damit die Attraktion eines Weder-noch- und Zwittertextes für Systemtheorie erkennbar wird, muß doch, wenigstens für einen Moment, eines der Schlüsselprobleme der Soziologie in aller Dichte bewegt werden.

I

Die Königsfrage der Soziologie ist die nach der *Gesellschaft*.¹¹ Mit dieser Abschlußformel wird ein Generalzusammenhang des *Sozialen* gesucht und bezeichnet, durch den alles, was sozial vorkommt, abgedeckt wäre. Er ist ein Totalitätsbegriff, der an Ausdehnung nichts gewinnt, wenn man ihm die *Welt* hinzufügt, etwa in der Form der *Weltgesellschaft*.¹² Und er ist ein seltsam changierender Begriff, insofern die Gesellschaft nicht gedacht werden kann als etwas, das eine Adresse, eine Repräsentation ihrer Einheit hätte, einen point de capiton, in dem ihre Linien zusammenliefen und der wenigstens als eine Art Eindellstelle aufgefaßt werden könnte, zu der sich Beziehungen unterhalten ließen.¹³ Der Begriff ist weder von der Art der Bezeichnung eines Subjektes noch von der Art der Bezeichnung eines Objektes, er ist durch und durch a-cartesisch oder (im Sinne Derridas) monströs, er signifiziert ein Un-jekt, und der systemtheoretisch deutlichste Ausdruck dafür ist, daß das, was der Begriff bezeichnet, unbesiedelt erscheint, keine Menschen beinhaltet, nicht einmal den Hauch des Hauches von Bewußtsein. Stattdessen wird Gesellschaft konzipiert als ein Arrangement von Kommunikationen, als ein Gestell oder ein *Stelldichein*¹⁴, an dem Totalität hervorgehoben wird, eben dieses ALLES, diese *Randlosigkeit*, die auch für den klassischen Weltbegriff typisch war. Die Gesellschaft sei das Umfassende aller sozialen Systeme, so Niklas Luhmann, neben dem, unter dem, hinter dem, über dem nichts an Sozialem mehr vorkommt.

Löst man diese Vorstellung aus ihrem räumlichen Assoziationsfeld, dann ist entweder der Gesellschaftsbegriff überflüssig (man könnte gleich von *dem Sozialen* reden, ohne irgendetwas zu verlieren) oder das Totum, das er bezeichnet, liegt nicht auf dem Niveau einer Summation von (sich laufenden reproduzierenden) Teilen oder Elementen. An solchen Gelenk- und Verzweigungsstellen ist es mittlerweile üblich, den Beobachter einzuführen, also danach zu fragen, welche Unterscheidungsleistung ein Beobachter vollzieht, wenn er Gesellschaft unterscheidet. Es muß, wenn es um ein *Totum* geht, ein Beobachter sein, der an *Entspezifizierung* interessiert ist. Das *Alles* des Sozialen ist überhaupt nur bezeichnenbar, wenn von der Spezifik jedes *bestimmten* (spezifischen) Sozialen abgesehen wird. Die Gesellschaft ist ein Plenum, insofern sie die Perspektive eines Beobachters ist, für den jede Kommunikation keinen Unterschied macht, weil sie irgendeinen (arbiträren) Unterschied

¹⁰ Siehe zu dieser Paradoxie, Moser, W., Zur Erforschung des modernen Menschen. Zur wissenschaftlichen Figuration der Moderne in Musils *Der Mann ohne Eigenschaften*, in: Steinfeld, Th./Suhr, H. (Hrsg.), In der großen Stadt. Die Metropole als kulturtheoretische Kategorie, Frankfurt a.M. 1990, S.109-132, S.116.

¹¹ Sie ist es auch dann, wenn man bestreitet, daß der Begriff notwendig sei. Siehe etwa Tenbruck, F.H., Emile Durkheim oder die Geburt der Gesellschaft aus dem Geist der Soziologie, Zeitschrift für Soziologie 10, 1981, S.333-350.

¹² Diese Hinzufügung ist dann tautologisierend, wenn man die Welt als eine globale Vernetzung von Kommunikationen begreift. Vgl. dazu, daß dies aber keine heiße theoretische Option ist, Fuchs, P., Die Metapher des Systems, Studie zur allgemein leitenden Frage, wie sich der Tanz vom Tänzer unterscheiden lasse, Weilerswist 2001.

¹³ Die unüberbietbare Formulierung (eine multistabile Kippformulierung gleichsam) liefert Niklas Luhmann mit dem Titel seines Buches „Die Gesellschaft der Gesellschaft“, 2.Bde., Frankfurt a.M. 1997.

¹⁴ Diesen Ausdruck habe ich im Bezug auf Gesellschaft von Enrico Mahler gehört.

macht. „Kommunikationen wirken autopoietisch insofern, als *ihr Unterschied keinen Unterschied macht*.“¹⁵ Gesellschaftlich ist Kommunikation, wenn ein Beobachter davon absieht, ob sie in der Kommandozentrale eines Unterseeboots, bei einer Hochzeit oder in einer Bibliothek stattfindet, wenn also nur die Form in den Blick gerät: *par excellence*.

Gesellschaft, so genommen, ist eine Generalabstraktion oder ein General-A-Spekt, eine Absicht der totalen Art, und nur auf Grund dieser Abstraktion (die wir hier wörtlich zu nehmen gesonnen sind) entsteht eine Perspektive, in der es keine Rolle spielt, was eine Rolle spielt, sondern nur: *daß* überhaupt irgendetwas eine Rolle spielt. Sucht man dafür einen klassisch-philosophischen Topos, dann ist es der der Differenz von *Quodditat/Quidditas*, von *Daßheit/Washeit*.

Nicht-Soziologen mag es weniger auffallen, daß es mit dieser Einschätzung möglich wird, von Fragen etwa des Typs abzusehen, ob es *Gesellschaften* (im Plural!) gibt oder nicht gibt, oder Formulierungen zu vermeiden, die eine originäre Gesellschaft als Kontrastfolie für Differenzierungsprozesse auffassen, so als habe dies Ding (Gesellschaft) schon immer irgendwie existiert. Stattdessen kann man (und das ist sehr ungewöhnlich und erprobungsbedürftig) fragen, ob nicht die Perspektive der Gesellschaft, diese Generalabstraktion, selbst *ausdifferenziert* als eine Beobachtungsmöglichkeit, die zuvor so nicht zur Verfügung stand: als *Beobachtung, die Spezifik eliminiert*. Im Klartext: Es wird möglich, den Gedanken zu erproben, ob die Ausdifferenzierung der Gesellschaft nicht das Hauptmerkmal der Moderne sei, und wie im Nebeneffekt verflüssigt sich der Begriff, zumindest im Sinne einer längst fälligen De-Ontologisierung.

Innerhalb der systemtheoretisch inspirierten Soziologie könnte der plausibilisierende Verweis darauf genügen, daß die Ausdifferenzierung der Funktionssysteme selbst schon an massive Anschaulichkeitsverluste geknüpft ist.¹⁶ Allein die Installation binärer Codes wäre der Beleg dafür, denn diese Unterscheidungen (Haben/Nicht-Haben, wahr/unwahr, Recht/Unrecht, Immanenz/Transzendenz etc.) funktionieren und fungieren nur, insofern sie von jedem Anwendungsfall abstrahieren. Diese Systeme arbeiten in gewisser Weise gnadenlos, weil sie durch ihre jeweilige Leitunterscheidung nicht oder kaum instruiert werden, sie haben weder einen Inhalt noch eine Moral. Sie sind im höchsten Maße *unsinnlich*. Die Gesellschaft als Generalabstraktion differenziert mit diesen Systemen aus, und da wir von Spencer-Brown den vorzüglichen Ausdruck „konditionierte Koproduktion“ beziehen können¹⁷, dürfen wir auch sagen: Es geht um ein Zugleich, um ein *Ko*, um eine betriebene Differenz, die wir beobachtungstechnisch zerlegen.

Das sind vielleicht ansonsten ignorable Probleme für Spezialisten, die sich auf Entspezifizierung ausrichten (eben das sind Theoretiker), aber in unserem Kontext ist interessant, ob die Beobachtungsleistung, die im diskutierten Sinne abstrahiert, auch jenseits wissenschaftlicher Thematisierung anfällt – zum Beispiel in der Literatur, die doch wahrlich

¹⁵ Luhmann 1997, a.a.O., S.90.

¹⁶ Mit Kant, aber spaßeshalber, könnte man sagen, daß die transzendentalen Schematismen verlorengehen und nur die Kategorien bleiben.

¹⁷ Vgl. Spencer-Brown, G., Vgl. A Lion's Teeth, Löwenzähne, Lübeck 1995, etwa S.20: „How we, and all appearance that appears with us, appear to appear is by conditioned coproduction.“

auf Spezifikation angewiesen ist, auf Versinnlichung statt auf A-Spektive. Sie könnte mit etwas *ohne Eigenschaften* (und das wäre eine Generalabstraktion) eigentlich nichts anfangen. Vielleicht, das wird die Abschlußfrage sein, wäre es sogar denkbar, daß hier ein Jenseits von Wissenschaft und Literatur diskutiert werden müßte.

II

Nach allem, was eben gesagt wurde, trifft auch für die Gesellschaft die Musilsche Titelparadoxie zu: Sie ist (und dieses ~~ist~~ wäre durchkreuzt zu schreiben) *Ein-etwas-ohne-Eigenschaften*. Aber nicht hier (in dieser vielleicht zufälligen Nähe) suchen wir den Ansatzpunkt der Analyse, die sich auf den „Mann ohne Eigenschaften“ bezieht, sondern vielmehr in dieser Figur der Abstraktion, der Sinnausdünnung selbst.¹⁸ Die These ist, daß dieses Werk nur unter großen Verzerrungs- oder Ausblendungsleistungen als eine Form der Soziologie gelesen werden kann, daß es aber Anhaltspunkte bietet für die Figur der Entspezifizierung in einem Genre, das alles, aber bestimmt nicht schiere Abstraktion verkraften kann.¹⁹ Und dennoch –

„Autos schossen aus schmalen, tiefen Straßen in die Seichtigkeit heller Plätze. Fußgängerdunkelheit bildete wolkige Schnüre. Wo kräftigere Striche der Geschwindigkeit quer durch ihre lockere Eile führen, verdickten sie sich, rieselten nachher rascher und hatten nach wenigen Schwingungen wieder ihren gleichmäßigen Puls. Hunderte Töne waren zu einem drahtigen Geräusch ineinander verwunden, aus dem einzelne Spitzen vorstanden, längs dessen schneidige Kanten liefen und sich wieder einebneten, von denen klare Töne absplitterten und wieder verflogen.“ (S.9)²⁰

schon in diesem kleinen Zitat finden sich eine Reihe von Abstraktionsstrategien²¹, unter anderem *-heit und -keit*-Substantive (Seichtigkeit, Fußgängerdunkelheit, Geschwindigkeit), Verzicht auf spezifizierende Artikel (Autos, Straßen, Plätze, Fußgängerdunkelheit, Schnüre, Striche etc.), die Vermeidung konkreter Geräuschbezeichnungen wie im Bild der ineinander verwundenen Töne, eine gleichsam konkretheitsverdünnende Metaphernwucherung (wolkige Schnüre, die von lockerer Eile sind, die sich verdicken, riesen, Schwingungen haben, einen gleichmäßigen Puls wiederfinden, und Töne, zum drahtigen Geräusch verwunden, aus dem Spitzen stehen, ein Geräusch, längs dessen Kanten laufen, sich einebnen, Töne absplittern und verfliegen), und alles in allem ein Bild, das auf eine Stadt (die Reichshauptstadt Wien) bezogen wird, aber so, daß der Bezug im nächsten Schritt wieder aufgehoben (entspezifiziert wird):

„Es wäre wichtig, zu wissen, warum man sich bei einer roten Nase ganz ungenau damit begnügt, sie sei rot, und nie danach fragt, welches besondere Rot sie habe, obgleich sich das durch die Wellenlänge auf Mikromillimeter genau ausdrücken ließe; wogegen man bei etwas so viel Verwickeltem, wie es eine Stadt ist, in der man sich aufhält, immer durchaus genau wissen möchte, welche besondere Stadt das ist. Es lenkt von Wichtigerem ab.“ (S.9/10)

¹⁸ Ich möchte ausdrücklich betonen, daß die folgenden Überlegungen in einem sehr alten Sinne *dilettantisch* sind.

¹⁹ Beobachtet wird hier marginal (im Wortsinn), mit einem erschrockenen Schielen auf die Literatur über Musil. Siehe als selbst schon nicht mehr aktuellen Überblick Freese, W., Zur neueren Musil-Forschung, Ausgaben und Gesamtdarstellungen, in: Text + Kritik Nr.21/22, 1983, S.86-148.

²⁰ Ich zitiere nach der von Adolf Frisé besorgten (neu durchgesehenen und verbesserten) Ausgabe Hamburg 1978, Bd.1. Im weiteren gebe ich nur noch die Seitenzahlen dieser Ausgabe an.

²¹ Die Abschnittsüberschrift gehört dazu, nämlich: *Woraus bemerkenswerterweise nichts hervorgeht*.

Die Technik, die in diesem ersten Abschnitt des Romanes exerziert wird und die typisch für den Musilschen Essayismus²² zu sein scheint, ist die Mitteilung von Position und Gegenposition im selben Duktus, eine Strategie der Aufhebung, die zu den Figuren der ironischen Gattung gehört: Wien ist eine Stadt, die „ein Mensch nach jahrelanger Abwesenheit mit geschlossenen Augen erkannt haben“ würde (S.9), und es ist zugleich unwichtig, darüber ein besonderes Wissen zu haben: „Wie alle großen Städte bestand sie aus Unregelmäßigkeit, Wechsel, Vorgehen, Nichtschritt halten, Zusammenstoßen von Dingen und Angelegenheiten, bodenlosen Punkten der Stille dazwischen ...“ (S.10) Die beiden Menschen, die die Straße hinaufgehen, könnten „Arnheim und Ermelinda Tuzzi heißen, was aber nicht stimmt ...“ Die gewaltigen kosmischen Prozesse, die im ersten Absatz geschildert werden, sind nichts weiter als der astronomisch-meteorologische Ausdruck für „... ein schöner Augusttag des Jahres 1913.“ (S.9)

Der Unfall, der an diesem Tag geschieht, ist geschehen, als geschähe er nicht, er wird ins Unspezifische transformiert: „Nach den amerikanischen Statistiken“, so bemerkte der Herr, „werden dort jährlich durch Autos 190.000 Personen getötet und 450.000 verletzt.“ (S.11) Die Dame wird vom Herrn ihrer Begleitung beruhigt durch den Hinweis auf die langen Bremswege dieser schweren Kraftwagen, und sie beruhigt sich, obwohl sie nicht weiß, was Bremswege sind, aber weil damit klar ist, daß das Ereignis, wiewohl es singular ist, nicht singular ist. Das Gefühl, das sie hat angesichts des Unfallopfers, ist nicht Mitleid. Sie „fühlte etwas Unangenehmes, das sie berechtigt war, für Mitleid zu halten“. (S.11) Es ist also spezifisch nur aus Auswahl aus einem Vergleichsbereich.

Die Menschen, die sich am Unfallort versammeln, sind a-individuell: „Wie die Bienen um das Flugloch hatten sich im Nu Menschen um einen kleinen Fleck angesetzt ...“ (S.10) Das Motiv, das hier anklingt (Ent-Spezifikation, Ent-Singularisierung des Menschen) fungiert leitmotivisch.²³

„Genau so ist es, wie wenn die alte untüchtige Menschheit auf einem Ameisenhaufen eingeschlafen wäre, und als die neue erwachte, waren ihr die Ameisen ins Blut gekrochen, und sie muß seither die gewaltigsten Bewegungen ausführen, ohne dieses lausige Gefühl von tierischer Arbeitsamkeit abschütteln zu können.“ (S.39)

„Die Muskelleistung eines Bürgers, der ruhig einen Tag lang seines Wegs geht, ist bedeutend größer als die eines Athleten, der einmal im Tag ein ungeheures Gewicht stemmt; das ist physiologisch nachgewiesen worden, und also setzen wohl auch die kleinsten Alltagsleistungen in ihrer gesellschaftlichen Summe und durch ihre Eignung für diese Summierung viel mehr Energie in die Welt als die heroischen Taten; ja die heroische Leistung erscheint geradezu winzig, wie ein Sandkorn, das mit ungeheurer Illusion auf einen Berg gelegt wird.“ (S.12/13)

Dieses Entspezifizierung-Motiv findet sich scharf durchgeführt auch auf der Ebene der Narration, zum Beispiel in der Erzählung der „drei Versuche, ein bedeutender Mann zu werden“ (Abschnitte 9-11)²⁴ Im ersten Versuch (Ulrich wird Fähnrich in einem

²² Vgl. als Überblick Böhme, H., Anomie und Entfremdung. Literatursoziologische Untersuchungen zu den Essays Robert Musils und seinem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“, Kronberg/Ts. 1974.

²³ Vgl. dazu im Kontext der Medium/Form-Unterscheidung Wagner, B., Von Massen und Menschen, Zum Verhältnis von Medium und Form in Musils *Mann ohne Eigenschaften*, in: Fuchs, P./Göbel, A. (Hrsg.), *Der Mensch - Das Medium der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1994, S.264-296, hier S.274f.

²⁴ Auf der Ebene des Arrangements zentraler Personen des Romans spiegelt sich dasselbe Motiv in der Gegenüberstellung Ulrich/Walther, in der Walther den Part (vergeblicher?) menschlicher Spezifikation spielt, einer nahezu zwanghaften Individualisierung (Topos: gescheitertes Genie, wühlend in Gefühligkeit).

Reiterregiment) schnurrt die Menschheit zusammen auf drei Kategorien: „Offiziere, Frauen und Zivilisten“ (S.36); im zweiten Versuch nimmt er den Standpunkt des Technikers ein, des Ingenieurs, der – mittels eines Rechenschiebers – das Differente (Spezifische) auflöst in technische Vergleichbarkeiten; schließlich, im dritten Versuch, läßt er sich durch die Mathematik faszinieren, die zu einer doppelten Entspezifizierung führt: „Ein Mathematiker sieht nach gar nichts aus; das heißt, er wird so allgemein intelligent aussehen, daß es keinen bestimmten Inhalt hat!“ (S.64) Und: Er nimmt die Referenz auf ein unbekanntes ‚Überganzes‘, in dem alles „verwandlungsfähig“ ist, so daß nichts eine bestimmte (singuläre, individuelle) Kontur hat.²⁵

In diesen Kontext gehört der Musilsche Essayismus selbst, das Durchschießen oder Durchlüften der Narration mit Reflexion, die sich aber nicht auf Entscheidungen festlegt, sondern eher das, was erzählt wird, durch Aufspannen möglicher Kontexte, durch reflexive Rahmung *de-fixiert*. In der Sprache der neueren Systemtheorie würde man sagen, daß die beobachteten Handlungen (i.e. Beobachtung erster Ordnung) ihre Rahmungen in Beobachtungen zweiter Ordnung finden, im (ironisierend wirkenden) Ausprobieren von Unterscheidungen, die die Beobachtungen erster Ordnung *dirigiert haben könnten*. Auf diese Weise werden nicht notwendige, aber mögliche Deutungen des Geschehens und Deutungen des Rahmens, in dem das Geschehen situiert ist, heranassoziert, kurz: wird die Erzählung mit Kontingenz aufgeladen und durch Kontingenz sabotiert. Markant wird diese Sabotage durch die Leitunterscheidung, die alle reflexiven (essayistischen) Passagen des Werkes durchzieht, die zwischen Wirklichkeitssinn und Möglichkeitssinn, zwischen Möglichkeitsmenschen und Wirklichkeitsmenschen.

„Wenn es aber Wirklichkeitssinn gibt ... , dann muß es auch etwas geben, das man Möglichkeitssinn nennen kann. Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müßte geschehen; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, daß es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist.“ (S.16)

Diese Differenz hat ihre Besonderheit darin, daß sie Besonderungen (Spezifisches, Konkretes, Singuläres) im Moment ihrer Anwendung aufhebt. Sie ist begreifbar als die Entmächtigung eines Beobachtens, das die logische Struktur des *tertium non datur* hat, insofern es Gegenstände sieht, Dinge und Verhältnisse aufspringen läßt unter der Bedingung, daß alles ist, was es ist, und nicht ist, was es nicht ist.²⁶ Die Beobachtung zweiter Ordnung läßt den Blick auf andere Möglichkeiten zu, sie erzwingt ihn, und es steht außer Zweifel, daß der *Mann ohne Eigenschaften* diese Ebene der Beobachtung favorisiert.

„Solche Möglichkeitsmenschen leben, wie man sagt, in einem feineren Gespinst, in einem Gespinst von Dunst, Einbildung, Träumerei und Konjunktiven; Kindern, die diesen Hang haben, treibt man ihn nachdrücklich aus und nennt solche Menschen vor ihnen Phantasten, Träumer, Schwächlinge und Besserwisser oder Krittler ... Das Mögliche umfaßt jedoch nicht nur die Träume nervenschwacher Personen, sondern auch die noch nicht

²⁵ Vgl. Wagner, a.a.O., S.277f.

²⁶ Vgl. dazu, daß man hier auch vom Typ einer an die Göttin des Parmenides gebundenen Beobachtung reden könnte, Fuchs, P., Theorie als Lehrgedicht, in: Pfeiffer, K.L./Kray, R./Städtke, K. (Hrsg.), Theorie als kulturelles Ereignis, Berlin – New York 2001, S.62-74. Siehe insbesondere zur Unterscheidung des TND-Beobachters vom TD-(tertium datur) Beobachtens Fuchs, P., Das Weltbildhaus und die Siebensachen der Moderne, Konstanz 2001.

erwachten Absichten Gottes. Ein mögliches Erlebnis oder eine mögliche Wahrheit sind nicht gleich wirklichem Erlebnis und wirklicher Wahrheit weniger dem Werte des Wirklichseins, sondern sie haben, wenigstens nach Ansicht ihrer Anhänger, etwas sehr Göttliches in sich, ein Feuer, einen Flug, einen Bauwillen und bewußten Utopismus, der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung behandelt.“ (S.16)

Möglichkeitssinn/Wirklichkeitssinn, diese Unterscheidung hat, von der Systemtheorie her gesehen, noch einen weiteren, gar nicht überhörbaren Beiklang. Es ist die Unterscheidung des *Sinns* selbst, wie sie durch Luhmann von Husserl abgegriffen und (mit geringfügigen Variationen) als Grunddifferenz der Theorie etabliert wurde.²⁷ Diese Unterscheidung von Aktualität/Potentialität ermöglicht (!) – und das macht letztlich ihren grundbegrifflichen Rang aus – das Denken verflüssigter, jederzeit defixierbarer sozialer und psychischer Prozesse. Sinnorientierte Systeme rasten nicht ein in Wirklichkeiten – außer befristet, außer durch sinnförmige Beobachtung, die im Zeitmodus der *différance*, des Aufschubs, des Nachtrags, der Verschiebung das je Gegebene (das scheinbar Identitäre) ermitteln und verwischen. Freuds Wunderblock ist dafür das noch immer gelungene Bild.

Wichtig hier ist aber nur, daß der Einsatz der Differenz selbst zu Beobachtungszwecken alle Konkretion und Spezifik zu *anscheinender* Konkretion und Spezifik umbildet. *Essayismus*, die genau darauf beruhende Beobachtungstechnik, hat den Effekt, daß die ordentliche Welt *entordentlich*, die anscheinend wirkliche Welt potentialisiert wird, und zwar so, daß das *Anscheinende* niemals aufgehoben wird: Das Anscheinende ist immer und für alle Zeiten anscheinend, und selbst die Mystik tiefer (inzestuöser) Sommertage löst das Anscheinende nicht auf zugunsten eines Ankommens in einer wirklichen Wirklichkeit.²⁸ Auch dies ist ein wesentlicher Grund dafür, daß dieser große Roman *anscheinend* ein Fragment geblieben ist. Die Paradoxie von *Etwas-ohne-Eigenschaften* ist an die Sinnform selbst gebunden, die nichts, aber auch gar nichts als konkrete Singularität, als gültige Spezifik stehenlassen kann.

III

Die Soziologie in ihrer herkömmlichen Gestalt placiert an die Stelle der sinnbedingten Entkonkretisierung und Verunordentlichung das Problem der Bedingung der Möglichkeit sozialer Ordnung. Sie sucht die Strukturen, die den stets flüchtigen Sinn zum vorübergehenden Verweilen anhalten, und sie hat das bis heute in den verschiedensten Formen getan, von der Dürkheimschen Anomie bis hin zum (nachgerade klassischen) Staunen Luhmanns über die Normalität des Unwahrscheinlichen oder über die Unwahrscheinlichkeit des Normalen. Das Schlüsselschema ist die Unterscheidung von Konformität und Devianz, das *de via* dabei eine Crux der Soziologie, die ja längst weiß, daß die Bezeichnung der einen oder anderen Seite der Differenz die Gegenseite entstehen läßt. Die Metapher des Weges, von dem sich abweichen läßt, hat die Eigenart, mit dem Weg die Abweichung, mit der Abweichung den Weg zugleich zu inszenieren, und dies so, daß ein Beobachter (zum Beispiel

²⁷ Siehe etwa Luhmann, N., Sinn als Grundbegriff der Soziologie, in: Habermas, J./Luhmann, N. (Hrsg.), Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, Frankfurt a.M., 1971, S.25-100; vgl. ferner das Kapitel über Sinn in ders., Soziale Systeme, Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a.M. 1984. Vgl. zu den Modifikationen ders., Identität - was oder wie?, in ders., Soziologische Aufklärung, Bd.5, Konstruktivistische Perspektiven, Opladen 1990, S.14-30.

²⁸ Allenfalls in eine Kaiologie. Aber darüber ist ja schon oft verhandelt worden.

der Geschichte) irgendwann nicht mehr unterscheiden kann, was der Weg war und was die Abweichung.²⁹

„Ulrich erinnerte sich einer ähnlichen Erfahrung aus seiner Militärzeit: Die Eskadron reitet in Zweierreihen, und man läßt ‚Befehl weitersagen‘ üben, wobei ein leise gesprochener Befehl von Mann zu Mann weitergegeben wird; befiehlt man nun vorne: ‚Der Wachtmeister soll vorreiten‘, so kommt hinten heraus: ‚Acht Reiter sollen sofort erschossen werden‘ oder so ähnlich. Auf die gleiche Weise entsteht auch Weltgeschichte. ... Würde man darum eine Generation heutiger Europäer in das ägyptische Jahr 5000 v.Chr. versetzen und dort lassen, so würde die Weltgeschichte noch einmal beim Jahr 5000 beginnen, sich zunächst eine Weile wiederholen und dann aus Gründen, die kein Mensch errät, allmählich abzuweichen beginnen.“ (S.361)

Geschichte hat keine notwendige Form, kein telos. Sie ist kontingent, eine Abstraktion im oben diskutierten Sinne. Und auch hier taucht der *Weg* als Metapher auf, die sich selbst auflöst:

„Der Weg der Geschichte ist also nicht der eines Billardballs, der, einmal abgestoßen, eine bestimmte Bahn durchläuft, sondern er ähnelt eher dem Weg der Wolken, ähnelt dem Weg eines durch die Gassen Streichenden, der hier von einem Schatten, dort von einer Menschengruppe oder einer seltsamen Verschneidung von Häuserfronten abgelenkt und schließlich an eine Stelle gerät, die er weder gekannt hat, noch erreichen wollte. Es liegt im Verlauf der Weltgeschichte ein gewisses Sich-Verlaufen.“ (ebenda)³⁰

Der Weg der Geschichte ist wolkenähnlich.³¹ Über das, was Devianz, was Norm, was Konformität oder Normalität ist, läßt sich nicht bindend entscheiden. Es ist einer der genialen Züge im Roman, daß dieses Problem an Moosbrugger, dem Sexualmörder, figurativ durchgespielt wird.

„Der Verstand mag weniger davon berührt werden, das Notwendige wird man ganz vernünftig tun; er mag eben wie ein kleines Licht in einem riesigen wandelnden Leuchtturm brennen, der voll zerstampfter Regenwürmer oder Heuschrecken ist, aber alles Persönliche ist darin zerquetscht, und es wandelt nur die gärende organische Substanz. Dann begegneten dem wandernden Moosbrugger, wenn er durch die Dörfer kam oder auch auf der einsamen Straße, ganze Prozessionen von Frauen. Jetzt eine, und eine halbe Stunde später zwar erst wieder eine Frau, aber wenn sie selbst in so großen Zwischenräumen kamen und gar nichts miteinander zu tun hatten, im ganzen waren es doch Prozessionen.“ (S.70)

Die Psychiater, die sich seiner annehmen müssen, stoßen auf so etwas wie ‚inkarnierte‘ Kontingenz:

„Und da taten die Psychiater wunder wie neugierig, wenn sie Moosbrugger das gemalte Bild eines Eichhörnchens zeigten und er darauf antwortete: ‚Das ist halt ein Fuchs oder vielleicht ist es ein Hase; es kann auch eine Katze sein oder so.‘ Sie fragten ihn dann jedesmal recht schnell: ‚Wieviel ist vierzehn mehr mehr vierzehn?‘ Und er antwortete ihnen bedächtig: ‚So ungefähr achtundzwanzig bis vierzig.‘ Dieses ‚Ungefähr‘ bereitete ihnen Schwierigkeiten, über die Moosbrugger schmunzelte. Denn es ist ganz einfach; er weiß auch, daß man bei achtundzwanzig anlangt, wenn man von der Vierzehn um vierzehn weitergeht, aber wer sagt dann, daß man dort stehen bleiben mußte?! ... Und wenn ein Eichkatzl keine Katze ist und kein Fuchs und statt eines Horns

²⁹ Vgl. dazu auch Bürger, P., Prosa der Moderne, Frankfurt a.M. 1992, S.428f.

³⁰ Als Nicht-Literaturwissenschaftler weiß ich nicht, inwieweit dies schon aufgefallen ist, aber bis in syntaktische Strukturen hinein ähnelt diese Stelle den Schlußversen von Goethes Egmont. Man könnte auch sagen, hier wird Chaostheorie avant la lettre betrieben, und wenn das nicht, Deleuze metaphorisch vorweggenommen. Siehe nur Deleuze, G./Guattari, F., , Tausend Plateaus, Kapitalismus und Schizophrenie, Berlin 1997 (Mille plateaux Paris 1980).

³¹ Was noch nichts gegen die Präzision der Wolke sagt. So etwa Salvator Dali (zit. nach Descharnes, R./Néret, G., Savator Dali, 1904-1989, Das malerische Werk, Teil 1, 1904-1946, Köln 1997, S.273), der in seinen ‚Zehn Rezepten für die Unsterblichkeit‘ befindet, daß ein Kamel, „betrachtet ... durch ein elektronisches Mikroskop, ... viel weniger präzise ist als eine Wolke.“ Übrigens beobachtet Clarisse Ulrich gegenüber Walter als jemanden, der alles letztlich auf Wasser und Wolke reduziert. (S.61).

Zähne hat wie der Hase, den der Fuchs frißt, so braucht man die Sache nicht so genau zu nehmen, aber sie ist in irgendeiner Weise aus alledem zusammengenäht und läuft über die Bäume. Nach Moosbruggers Erfahrung und Überzeugung konnte man kein Ding für sich herausgreifen, weil eins am anderen hing.“ (S.240)

Kein Ding für sich herausgreifen können, ohne daß es Schaden nimmt oder verschwindet oder sich verschiebt, das ist wiederum die Entspezifizierungsleistung von Sinn. Wird dem Sinn nachgefragt, will man einen besonderen Sinn wissen (zum Beispiel den Sinn der Ereignisse, die sich um Moosbruggers Morde ranken), so kann sich der besondere Sinn nicht einstellen:

„Denn diese Zeiten waren ganz Sinn! Sie dauerten manchmal Minuten, manchmal hielten sie aber auch tagelang an, und manchmal gingen sie in andere, ähnliche über, die monatelang dauern konnten ... so hörte er dann Stimmen oder Musik oder ein Wehen und Summen, auch Sausen und Rasseln oder Schießen, Lachen, Rufen, Sprechen und Flüstern. Das kam von überall her; es saß in den Wänden, in der Luft, in den Kleidern und in seinem Körper.“ (S.239)

Wird spezifischer Sinn nachgefragt, will er sich nicht artikulieren lassen:

„Er beneidete alle Menschen, die schon in der Jugend gelernt hatten, leicht zu sprechen; ihm klebten die Worte zu Trotz gerade in den Zeiten, wo er sie am dringendsten brauchte, wie Gummi am Gaumen fest, und es verging dann manchmal eine unermeßliche Weile, ehe er eine Silbe losriß und wieder vorwärtskam. (...) Das Bewußtsein, daß seine Zunge oder etwas, das noch weiter drinnen in ihm sich befand, wie mit Leim gefesselt sei, bereitete ihm eine klägliche Unsicherheit, die zu verbergen er sich tagelang Mühe geben mußte.“ (S.238)

Wird Moosbruggers Sinn von anderen zusammengefaßt, verliert er sich:

„Dieser Richter faßte alles in eins zusammen, ausgehend von den Polizeiberichten und der Landstreicherei, und gab es als Schuld Moosbrugger; für den aber bestand es aus lauter einzelnen Vorfällen, die nichts miteinander zu tun hatten und jeder eine andere Ursache besaßen, die außerhalb Moosbruggers und irgendwo im Ganzen der Welt lag. In den Augen des Richters gingen seine Taten von ihm aus, in den seinen waren sie auf ihn zugekommen wie Vögel, die herbeifliegen.“ (S.75)³²

Darin findet sich ein Moment der Unentscheidbarkeit (Unspezifizierbarkeit), das sich auf der Ebene der Reflexion der Geschichte spiegelt und schon in der berühmten Kapitelüberschrift „Seinesgleichen geschieht“ wiederum auf raffiniert paradoxe Weise plakatiert ist:

„Welche sonderbare Angelegenheit ist doch Geschichte! Es ließ sich mit Sicherheit von dem oder jenem Geschehnis behaupten, daß es seinen Platz in ihr inzwischen schon gefunden hatte oder bestimmt noch finden werde; aber ob dieses Geschehnis überhaupt stattgefunden hatte, das war nicht sicher. Denn zum Stattfinden gehört doch auch, daß etwas in einem bestimmten Jahr und nicht in einem anderen oder gar nicht stattfindet; und es gehört dazu, daß es selbst stattfindet und nicht am Ende bloß etwas Ähnliches oder seinesgleichen.“ (S.359f.)

IV

Diese wenigen Impressionen sollen genügen, um plausibel zu machen, daß Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“ gelesen werden kann als Resultat von strategischen Abstraktions- oder Entspezifizierungsbemühungen, die wissenschaftsextern stattfinden (sich selbst der Literatur zuordnen und von der Literatur genauso behandelt werden: als eingebettet in einen Roman),

³² Es geht hier überhaupt nicht darum, Musil für einen Prä- und Prototheoretiker zu halten, aber dennoch ist es hübsch, daß diese Zeilen in sonst selten so zu habender Präzision das Verhältnis von Erleben und Handeln (und den entsprechenden Attributionsroutinen) vorführen.

also weder als Theorie noch als Empirie im Sinne der Wissenschaft begriffen werden können, wiewohl die reflexiv-essayistischen Partien abhandlungsförmig wirken und wohl teilweise aus Abhandlungen heraus in den Corpus des Romans integriert wurden.³³

Dafür bezeichnend ist, daß die Nachweispflicht nicht exerziert wird, ferner, daß die logische Konsistenz der Begriffe nicht gewahrt bleibt, dann und unter anderem, daß dem Resultatszwang nicht nachgekommen wird, der für die Katenation wissenschaftlicher Publikationen unverzichtbar ist, weil sonst niemand wüßte, woran die Kritik anzusetzen bzw. worin die Kritik dieses Textes an anderen Texten derselben Art zu sehen wäre. Kurz, wenig scheint so deutlich wie der Umstand, daß dieser Roman in der Autopoiesis des Literatursystems zirkuliert und von der Wissenschaft nur in dieser Zirkulation fremdbeobachtet (zitiert, kommentiert, analysiert, interpretiert, dekonstruiert) werden kann.

Gleichwohl ist Musil in einer Art Erkenntnisprogramm engagiert, das, wenn es nicht in das Monopol der Wissenschaft fällt, genau das bearbeiten müßte, was in der Wissenschaft *systematisch und systemisch* nicht wissenschaftlicher Beobachtung unterzogen werden kann. Das läßt sich von der Systemtheorie her ausdrücken mit dem term der *Kontingenzformel*. Die Funktionssysteme sichern ihren Einzugsbereich nicht nur durch die Härte binärer Codierung, sondern sie absorbieren mögliche Kontingenz (die Gefahr von operativen Verwechslungen), indem sie eine Art Grenzorientierung ausprägen, die Fremdkommunikation im eigenen Terrain erkennbar macht. In einfacherer Formulierung: Sie legen fest, worum es geht und worum es deshalb bestimmt nicht geht. In der Wirtschaft ist diese Kontingenzformel *Knappheit*, in der Religion *Gott*, in der Politik *Wohlfahrt* und in der Wissenschaft *Logik*.

Was immer in der Wissenschaft als Kommunikation in Frage kommt, ist *logikabhängig*.³⁴ Das ist die Bedingung der Möglichkeit ihrer Leistungsfähigkeit, aber zugleich ihre schärfste Sichtbegrenzung. Sie kann das A-Logische nicht kommunizieren. Selbst ein Hermeneut, der sich – mit welchen Verfahren auch immer – seinen Texten oder Protokollen anschmiegt, wird über seine Ergebnisse nicht berichten können, ohne dies logisch konsistent zu tun, ohne eine Form zu wählen, die die Nachvollziehbarkeit seiner Aktivitäten und Beobachtungen logisch garantiert – oder er setzt sich der Lächerlichkeit aus.

Wie sähe dann Erkenntnis aus, die sich auf ein Gebiet verlegt, das durch diese Kontingenzformel nicht eingezäunt wird, ein Gebiet, das, wie es Musil sagt, der Bezirk des *Nicht-Ratioïden*, das Gebiet des *A-nomen* wäre, eine Gleitlogik zu ihrem Verstehen erforderte? – Diese Erkenntnisse dürften sich nicht auf die (logische) Gültigkeit von Sätzen stützen, sie dürften sich auch nicht durch die Referenz auf das Schema wahr/unwahr okkupieren lassen, und sie dürften keine verwendbaren Resultate offerieren, die so geartet wären, daß sie selbst auf Textresultaten operieren und selbst als Textresultate behandelt (beobachtet) werden könnten.

Im Roman selbst wird von Ulrich ein „unsinniger“ Vorschlag gemacht im Moment, in dem die *Parallelaktion* ins Dümpeln gerät:

³³ Vgl. dazu Bürger, a.a.O., S.432ff.

³⁴ Auch dann, wenn man eine zweiwertige Logik befiehlt, mehrwertige Logiken wünscht, mathematische Kalküle einsetzt, die auf Anweisungen beruhen, die selbst nicht logisch sind (Spencer-Brown).

„‘Erlaucht,’ sagte er ‚es gibt nur eine einzige Aufgabe für die Parallelaktion: den Anfang einer geistigen Generalinventur zu bilden! Wir müssen ungefähr das tun, was notwendig wäre, wenn ins Jahr 1918 der Jüngste Tag fiele, der alte Geist abgeschlossen werden und ein höherer beginnen sollte. Gründen Sie im Namen seiner Majestät ein Erdensekretariat der Genauigkeit und Seele; alle anderen Aufgaben sind vorher unlösbar oder nur Scheinaufgaben!“ (S.597)

Ein Erdensekretariat der Genauigkeit und Seele, das wäre die Verbindung von Kraftwagen und Mystik, wäre die Kombination von Vision und Analyse:

„‘Aber was diese Frommen von den Abenteuern ihrer Seele erzählen,’ fuhr er fort, wobei sich in die Bitterkeit seiner Worte wieder Sachlichkeit und auch Bewunderung mischte, ‚das ist zuweilen mit der Kraft und rücksichtslosen Überzeugung einer Stendhalschen Untersuchung geschrieben. Allerdings nur ... solange sie rein bei den Erscheinungen bleiben.“ (S.754)

Und dann heißt es: „Es ist ewig schade, daß keine exakten Forscher Gesichte haben!“ Gefragt, ob dies nicht doch möglich sei, antwortet Ulrich: „Ich weiß nicht, vielleicht könnte es mir geschehen!“ Er sagt nicht: ‚Ich könnte einer von dieser Art sein.‘, sondern: daß ihm dies geschehen, zustoßen könnte – *exakte Phantasmatik*. Dazu bedürfte es im Sinne eines exakten Lebens einer „erhöhten Zurechnungsfähigkeit“:

„Ulrich fiel für diese bezaubernde Bildwerdung, die nicht zum erstenmal zwischen den Geschwistern stattfand, diesmal das Wort ‚erhöhte Zurechnungsfähigkeit‘ ein ... so schien hier eine vermehrte und gesteigerte Sinnfülle, eine hohe Überfülle, ja eine Bedrängnis zu walten, derart daß alles, was um Agathe war und geschah, einen mit sinnlichen Bezeichnungen nicht zu fassenden Abglanz auf sie fallen ließ und sie in ein Ansehen setzte, für das nicht nur kein Wort vorhanden war, sondern auch jeder andere Ausdruck und Ausweg fehlte. Jede Falte ihres Kleides war so mit Kräften, ja vielleicht wäre sogar zu sagen, mit Geltung geladen, daß sich kein größeres Glück, aber auch kein ungewisseres Abenteuer denken ließ, als diese Falte vorsichtig mit den Fingerspitzen zu berühren.“ (S.1310)

Es geht um die „zusammengesetzte() Erscheinung ... die wir Leben nennen“ (S.246), und es geht um die Erkenntnis ebendieser Erscheinung, die – als nicht-ratioïd – sich wissenschaftsförmiger Erkenntnis entzieht, aber nicht schon deswegen zur Literatur gerechnet werden muß, obschon deren Formenthesaurus genutzt wird. Das, was wir eingangs ein hybrides Zwittern genannt haben, ist womöglich der genaue (eben nicht zwitternde) Fall einer außerwissenschaftlichen Episteme. Deshalb kann Musil sagen: „Stil ist für mich eine exakte Herausarbeitung eines Gedankens.“³⁵ Er ist *ein Abstraktionsvehikel*, das nicht wissenschaftlich funktioniert, das aber, wie wir in nur flüchtigen Strichen skizzieren konnten, dennoch *entspezifizierend* verfährt.

Zweierlei Fragerichtungen lassen sich auf Grund dieser Überlegungen zur Diskussion anbieten:

- (1) Im systemtheoretischen Kontext kann die Ausdifferenzierung von Gesellschaft als Ausdifferenzierung einer Generalabstraktion aufgefaßt werden, also als die zunehmende Möglichkeit, soziale Prozesse unter der Perspektive des Abzugs jeglicher Spezifik zu beobachten. Diese Perspektive ist aber nicht nur die eines Systems, das Wissenschaft heißt, sondern sie ist, wie man sagen könnte, eine *sozial fungierende Perspektive*, die mit der Ausdifferenzierung der Funktionssysteme (also auch der Wissenschaft) entsteht und

³⁵ Musil, R., Gesammelte Werke II, Prosa und Stücke, Kleine Prosa, Aphorismen, Autobiographisches, Essays und Reden, Kritik (hrsg. v. A.Frisé), Hamburg 1978, S.942.

wirksam wird. Zu erwarten wäre, daß in diesem Umstellungsprozeß auch Prozesse/Strukturen und Kommunikationsformen kondensieren, die diese Abstraktion vollziehen, ohne Wissenschaft zu sein. Ein Fall wäre Musils „Mann ohne Eigenschaften“, der nicht der *Gesellschaft ohne Eigenschaften* präludiert, sondern einrangierte in die Reihe der Phänomene, die als Ausdifferenzierung von abstrakten Perspektiven im Rahmen der Ausdifferenzierung der Gesellschaft begriffen werden können.

- (2) Damit zusammenhängend, ließe sich im Sinne einer Courage, die spekulativ gesonnen ist, fragen, ob die Zwittererei, als die dieser Roman beobachtet wird, nicht Artefakt der beobachtenden Systeme (Wissenschaft, Literatur) ist. Könnte man nicht auch sagen, daß er Ausdruck einer gleichsam *dritten* Position ist (und Drittheit sollte hier nicht als Zahl verstanden werden), die Markierung einer Episteme, einer Kommunikationsform eigenen Rechts und eigener Qualität, für die sich noch weitere Beispiele finden ließen, die erst einmal *zusammenbeobachtet* werden müßten?

Aber das sei nur so dahergefragt. Wir müssen uns nicht entscheiden, *weil* ein Text seine Beobachtung *ist*. Eine dieser Beobachtungen könnte versuchen, die folgende Passage weder als Wissenschaft noch als Literatur zu beobachten. Genuß ist allemal damit verbunden.

„Die Sonne war unterdessen höhergestiegen; die Stühle hatten sie wie gestrandete Boote in dem flachen Schatten beim Haus zurückgelassen, und lagen auf einer Wiese im Garten unter der vollen Tiefe des Sommertags. Sie taten es schon eine ganze Weile ... Ein geräuschloser Strom glanzlosen Blütenschnees schwebte, von einer abgeblühten Baumgruppe kommend, durch den Sonnenschein; und der Atem, der ihn trug, war so sanft, daß sich kein Blatt regte. Kein Schatten fiel davon auf das Grün des Rasens, aber dieses schien sich von innen zu verdunkeln wie ein Auge. Die zärtlich und verschwenderisch vom jungen Sommer belaubten Bäume und Sträucher, die beiseite standen oder den Hintergrund bildeten, machten den Eindruck von fassungslosen Zuschauern, die, in ihrer fröhlichen Tracht überrascht und gebannt, an diesem Begräbniszug und Naturfest teilnahmen. Frühling und Herbst, Sprache und Schweigen der Natur, auch Lebens- und Todeszauber mischten sich in dem Bild; die Herzen schienen stillzustehen, aus der Brust genommen zu sein, sich dem schweigenden Zug durch die Luft anzuschließen. ‘Da ward mir das Herz aus der Brust genommen’, hat ein Mystiker gesagt: Agathe erinnerte sich dessen. ... Die Zeit stand still, ein Jahrtausend wog so leicht wie ein Öffnen und Schließen des Auges, sie war ans tausendjährige Reich gelangt, Gott gar gab sich vielleicht zu fühlen. Und während sie, obwohl es doch die Zeit nicht mehr geben sollte, eins nach dem andern das empfand; und während ihr Bruder, damit sie bei diesem Traum nicht Angst leide, neben ihr war, obwohl es auch keinen Raum mehr zu geben schien : schien die Welt, unerachtet dieser Widersprüche, in allen Stücken erfüllt von Verklärung zu sein.“ (S.1232)